

Nr. 250 Bydgoszcz/ Bromberg, 1. November 1938

Die Freien vom Freital

Ein Roman aus den Bergen

von André Mairock

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Heinrich schaute ihm kopfschüttelnd nach, dann aber mußte er lachen: Was gingen ihn denn die Mädchen vom Schwarztann noch an? — — — Mehr Sorgen machte er sich um das schwindende Ansehen des Scheibenhofes. Es war also schon lange ein öffentliches Gespräch, daß dort die Weiber regierten. Aber wie sollte es denn anders sein? Der Vater war alt und krank und konnte Hanne das Heft nicht mehr aus der Hand reißen. Und der Junge? Vielleicht hätte er es vermocht, aber er rechnete sich nicht mehr zum Scheibenhof. Oder hatte man im Schwarztann wirklich von ihm erwartet, daß er dem Weiberregiment ein Ende setzte? Auf alle Fälle mußte er sich in seine Rechte hineindrängen, solange er hier war. Er mußte mit Hanne reden, gleich jetzt, wenn sie daheim war. — — Weiberhof! Der Scheibenhof, der alte Freihof! — —

Mit raschen Schritten näherte er sich dem Gehöft. Die Tür stand weit auf. Sie waren also daheim. Als er in den breiten Hausgang trat, fand er die anderen gerade beim Essen: Hanne, Rosi und einen älteren Knecht. Sie saßen mit aufgestützten Ellbogen um den Tisch herum und löffelten wortlos die Suppe aus der Schüssel.

Hanne stand gleich auf. „Wo bist du denn gsi? M'r hend dich im ganzen Haus 'rum gesucht! Dein Essen stoht scho lang in der Stube!"

„In der Stube? Warum in der Stube?"

„Du kannst doch nit . . .!"

Da war es wieder: er war ja nur als Gast im Scheibenhof! — — — Mit gefurchter Stirne ging er in die Stube und merkte nicht mehr, wie Hanne ihrer Schwester einen bedeutsamen Blick zuwarf. Er setzte sich an den Tisch, ohne jedoch das Essen zu berühren. Seine feingegliederte, aber sehnige Hand lag zu einer Faust geballt auf der Tischplatte, sein Gesicht war finster. Ja, es mußte etwas geschehen; so durfte das nicht weitergehen! . . .

Kein Wort fiel draußen im Gang. Dann wurden die Stühle gerückt und in drei Stimmlagen das Tischgebet gesprochen. Endlich ging die Tür auf, und Hanne kam herein.

„Warum tust du nit essen?" fragte sie.

Er schüttelte den Kopf, stand auf und ging ihr entgegen. „Warum tut ihr mich so absondern, Hanne? Man möcht grad meinen, i ghör nimmer her! Ich hab die Bauernarbeit nicht verlernt und hätt euch recht gern geholfen. Ihr braucht doch nichts zu fürchten; wenn's Testament verlesen ist, kehr ich dem Schwarztann wieder den Rücken. Aber solang ich da bin, will ich nicht als ein Fremder, als ein Gast behandelt sein! Denn ich bin so gut ein Scheibenhofer wie du!"

Zuerst hatte Hanne verwundert aufgeschaut, dann aber stützte sie die Hände angriffslustig in die Hüften und maß ihn von oben bis unten. „Oho! Jetzt tätst du dich z'mal um den Scheibenhof kümmern! Hast du dich drum kümmert, wer bis heut d' Arbeit tan hat? — — Es kann ja gar kei Frag nit sein, wem der Vater den Scheibenhof verschrieben hat!"

„Ich mach euch den Hof nicht streitig, weil ich nicht länger im Schwarztann bleiben will und kann, als ich unbedingt muß. Aber solang ich da bin, bin ich der Sohn des Scheibenhofers und will auch als solcher gelten!"

„Daß du da z'mal draufkommst? — — Du hast vorher auch nit gwußt, daß du a Scheibenhofer bist. Der Vater hat in den letzten Jahr nimmer viel tun können. An wem ist denn alles ghängt? He? Man ist uns im Schwarztann neidig drum. Aber m'r hend's gschafft, und zwar für uns und nit für andere!"

Heinrich fühlte den Vorwurf, und er konnte sich nicht verteidigen, weil alles wahr war, was sie sagte. Er senkte schuldbewußt den Kopf und schwieg. Erst nach einer Weile schaute er wieder auf und begegnete dem unbeugsamen Blick der Stiefschwester. „Nun, habt ihr keine Arbeit für mich? Im Haus oder auf dem Feld?"

Sie schüttelte den Kopf. „Na, es bleibt so, wie 's ist!"

„Dann leih mir für heut nachmittag 's Fuhrwerk. Ich möcht einen Stein auf den Gottesacker bringen."

„Heut? — Heut müß mer einfahren, weil 's Wetter nit hält! Vielleicht geht's morgen. Du brauchst dich nit drum kümmern; sobald 's geht, wird der Stein nuntergschafft."

Jetzt stieg ihm das Blut in den Kopf. „Du bist bockbeinisch, Hanne!"

„I bin's worden, weils es braucht hat!"

„Dann leih mir von der Rabenfluh ein Fuhrwerk!" Er wollte zur Türe.

„Bleib!" befahl Hanne herrisch.

„Keine Stunde länger, wenn du mich weiter so auf die Seite stellst!" entgegnete er hitzig.

„Dann geh zu . . .!"

„Wenn du dich nicht schämst . . ."

„Jetzt bin ich Herr da herinnen! Der Scheibenhofer ist tot!"

„Aber er hat noch nicht gesprochen, Hanne!"

Da ging die Tür auf, und Rosin kam herein. Sie wandte sich an Hanne: „Soll mer 's Fuhrwerk z'glich mitnehmen, falls 's Heu im Biberloch bis auf d' Nacht noch dürr wird?"

Hanne überlegte. Dann streifte sie Heinrich mit einem herrischen Blick. „Ja, 's Fuhrwerk goht mit!" entschied sie.

Da ging Heinrich mit großen Schritten aus der Stube und warf krachend die Tür hinter sich ins Schloß . . .

Rosin schaute betroffen auf. „Was hat er denn?"

„Laß ihn!" sagte Hanne mit einer geringschätzenden Handbewegung. „Wenn ma ama Menschen bloß den kleinen Finger gibt, dann hat er bald die ganze Hand!" —

3. Der Steinmetz vom Freital.

Nach dieser ersten Auseinandersetzung mit seiner Stiefschwester Hanne lief Heinrich eine Zeitlang planlos draußen herum, dann aber macht er sich auf den Weg hinab ins Taldorf. Auf dem Friedhof suchte er das Grab des Vaters auf. Es war ein großer, von einer dicken Mauer umfriedeter Platz, den die Schwarztannler zur Bestattung ihrer Toten ausgesucht und eingeweiht hatten, und zwischen den Gräbern war noch viel unberührter Rasen. Die Grabstatt der Scheibenhoferischen lag gleich vorn am Eingang, in der ersten Reihe der Freien vom Freital, der sogenannten Herrenbauern, deren Geschlechter bis in jene frühen Jahrhunderte zurückreichten, in denen unerschrockene Männer erstmals an die Rodung des wilden Schwarztanns geschritten waren.

Lange stand der junge Künstler vor dem Grab seines Vaters. Sein Blick ruhte auf dem kleinen, überdachten Holzkreuz, das ein weißes Täfelchen mit dem Namen des Scheibenhofers trug, die Hände hatte er andachtsvoll verschlungen, als führte er mit dem Toten eine ernste stumme Zwiesprache.

Dann ging er in die Kirche, schritt langsam um das alte Gestühl, betrachtete sinnend die alten eigenartigen Deckengemälde, die ihm von Kindheit auf schon vertraut waren, dann warf er einen Blick hinauf zur Orgel, und da entdeckte er hinter dem Tastentisch den Kopf eines jungen Mannes, der sich vielleicht eben zum Spielen anschicken wollte, aber dann, durch die hallenden Schritte gestört, nach dem Kirchenbesucher Ausschau hielt.

Die beiden Männer schauten sich geradeaus in die Augen, und sofort erinnerte sich Heinrich wieder an die gestrige Begegnung, als er spät am Abend von der Rabenfluh zum Scheibenhof hinübergewandert war: es war wieder derselbe abwägende Blick, der ihn gestern schon so seltsam berührt hatte. Das war also der neue Schulmeister vom Schwarztann . . .

Der Kopf droben verschwand. Die Orgel fing leise zu spielen an: ein altes Kirchenlied, das er schon als Kind mitgesungen hatte. Langsam wurde das Spiel lauter und ging dann auf einen Festchoral über, und schließlich präludierte der Orgelspieler über alle möglichen Melodien und Themen bekannter Kirchenlieder, worin er sich als wahrer Meister erwies. Auch das Herz Heinrichs wurde warm daran. Er stand mit gesenktem Haupt da und lauschte diesen herrlichen alten heimatlichen Klängen . . .

Die Orgel rauschte, immer neue Register traten hinzu — und dann wurde das Spiel plötzlich abgebrochen. Totenstille herrschte in der düsteren Kirche, bis droben geräuschvoll der Spieltisch geschlossen wurde. Schritte hallten auf der Stiege. Heinrich rührte sich nicht vom Fleck.

Der Schulmeister mußte hart an ihm vorbei.

Sie sahen sich fest an.

Der Schulmeister blieb stehen. Sein Gesicht wurde milder: „Sie sind Heinrich Schrund, der Bildhauer aus Chur?"

„Ja, ein Sohn des Schwarztanns."

„Ich habe schon oft von Ihnen gehört. Mein Name ist Gottlieb Frühauf — seit zwei Jahren Schulmeister des Schwarztanns."

Sie reichten sich die Hände.

„Ich hab gehört, daß Sie als Steinmetz vom Freital ausgezogen sind . . ."

„Vor fünf Jahren."

„Was spricht man in der Welt draußen?"

„Man fürchtet allgemein den Anbruch einer schweren Zeit."

In die Gestalt des Schulmeisters kam eine merkwürdige Bewegung. „Es sind nicht die Dümmsten, die das befürchten! Sicher ist es gut, daß der Scheibenhof wieder einen Herren hat!"

Heinrich gab keine Antwort darauf.

Der Schulmeister bohrte seinen Blick längere Zeit in den Boden, dann zog er die Stirne hoch: Die Schwarztannler seien ja als gute Schützen gerühmt, und vor allem habe das Tal ja eine wunderbare geschützte Lage. Da es in anderen Tälern dem aufgebotenen Landsturm schon gelungen sei, sich rühmlich mit den Revolutionsheeren zu schlagen, dürften die Schwarztannler sich erst recht nicht verloren geben. — — Die Landesherren seien schon vielerorts vor den Franzosen geflohen, aber die Not gebiete heute jedem einzelnen, Grund und Habe nach Kräften zu schützen. — — Er selbst habe ja nichts zu verlieren, aber es sei ein wundersames Ding, unter den Freien des Freitals zu leben und zu wirken, so daß auch er nicht mehr anders könne, als das Schicksal der Bewohner des Schwarztanns zu teilen . . .! — — Dann schaute er dem Künstler fragend ins Gesicht: „Und jetzt sind Sie wieder Steinmetz vom Freital . . .?"

„Wenigstens über die nächsten Tage. Ich will meinem Vater einen Stein auf sein Grab setzen."

„Und weiter . . .?"

„Das muß sich erst ergeben."

„Scheibenhofer . . .?"

„Kaum; ich muß wieder zurück nach Chur."

„Sie müssen? Richtig, ich habe so etwas Ähnliches in der Rabenfluh gehört. Sie haben dort, vielleicht ungewollt und unbewußt, Leid hineingetragen!"

„Ich habe . . .?" Heinrich riß die Augen auf.

„Nun ja, was bedeutet für den Schwarztann ein Zeitraum von fünf Jahren?" fuhr der Schulmeister fort. „Hier wandelt sich der Sinn der Menschen langsamer, oft auch gar nicht. — — Ich habe immer damit gerechnet, daß Sie als ein ganz anderer heimkommen, als Sie vor fünf Jahren ausgezogen sind. — — Und doch: Sie sind ein Sohn des Schwarztanns, und wenn Sie erst länger wieder diese Luft atmen, werden auch Ihre Gedanken wieder dorthin zurückfinden, von wo sie ausgegangen sind. — — Wir sind uns fremde Leute, und deshalb wird es Sie ein wenig wundern, wenn ich Ihnen sage, daß mir vor Ihrer Heimkehr immer gebangt hat! Jetzt aber sehe ich, daß wir uns wohl vertragen könnten! — — Auf alle Fälle sind Ihre Rechte hier älter als die meinen . . . Nun, wir werden uns diese Tage noch öfter sehen, weil Sie doch auf dem Friedhof arbeiten." Damit streckte er dem Künstler die Hand hin, und sein Gesicht zeigte das erstemal einen schwachen Anflug des Lächelns. Dann verließ er raschen Schrittes die Kirche . . .

Heinrich blieb noch. Er sann den Worten dieses seltsamen Menschen nach, der mit ihm gesprochen hatte, als wären sie alte Bekannte. Er ahnte, wer zwischen ihnen stand: Zenzl, die Tochter des Rabenfluhwirtes, er ahnte, was der Mann mit den älteren Rechten sagen wollte, und um seinen Mund spielte ein mitleidiges Lächeln. — — Das eine stand fest: dieser Schulmeister paßte wie kein zweiter in den düsteren, schweigenden Schwarztann, mit seinen herbgearteten, unwandelbaren Menschen. — —

Dann verließ Heinrich die Kirche und kehrte an die Grabstatt des Vaters zurück. Zu seinem nicht geringen Erstaunen lag dort ein großer, ungefüger Steinblock, den man angefahren haben mußte, während er in der Kirche war. Daneben stand die Kiste mit dem Werkzeug . . . Wo kamen die Sachen plötzlich her? — — Man hatte ihm doch für heute das Fuhrwerk verweigert! — — So mußte Hanne doch noch einmal darüber nachgedacht und sich eines Besseren besonnen haben . . . Oder wollte sie nur ihm das Fuhrwerk nicht anvertrauen? — — Lauter unnütze Fragen, die ihn nur ärgerten. Er schüttelte die Gedanken ab, packte die Werkzeugkiste aus und ging ungesäumt zu Werke . . .

Bis zum späten Abend dieses Tages hörte man im Friedhof des Schwarztanns ein Hämmern und Kratzen: der Sohn des Scheibenhofers schlug einen Stein für das Grab des Vaters . . .

(Fortsetzung folgt.)

Stöcke und Peitschen im Kloster Kumbum.

Von Professor Dr. Wilhelm Filchner.

Mit beträchtlicher Spannung erwartete Deutschland das große Expeditionswerk Professor Dr. Wilhelm Filchners, das er nach Beendigung seiner Forscherfahrt vorzulegen versprochen hatte. Soeben erscheint es nun unter dem Titel „Bismillah!“ (Vom Huang-ho zum Indus) im Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig. Das Buch schildert die manchmal fast über Menschenkraft hinausgehenden Strapazen und Schwierigkeiten, mit denen der Forscher auf seiner Expedition zu kämpfen hatte. Die ständigen Reibereien mit Militärs, Behörden und Eingeborenen, die grauenvolle Zeit als Gefangener des Padischahs von Sinkiang, die Bespitzelung durch die GPU, die Fortsetzung der wissenschaftlichen Beobachtungen unter den größten Gefahren, all das erzählt der Forscher in seinem erschütternden Buch. „Bismillah“ bedeutet „In Allahs Namen“, so sagt Wilhelm Filchner im Vorwort zu seinem Werk. „Entweder haucht es ein Müder, der sich mit dem Schicksal abgefunden hat, oder es ruft einer, um sich Mut zu machen oder um Allah seine Ergebenheit darzutun. Bismillah gehört zum Wortschatz des Kameltreibers, des Reiters, des Händlers und Bürgers, sei er reich oder arm. Auch der in den Kampf ziehende Soldat ruft es aus, und der im glühenden Wüstensand Schmachtende lispelt es in seiner Todesstunde. Bismillah ist der Ruf des dem Kismet ergebenen Muselmanen. Ich aber gebrauchte Bismillah in anderem Sinn. Für mich bedeutet es nicht Trost, Schicksalsergebenheit oder eine Verherrlichung Allahs, sondern einen Schwur dergestalt: „Nicht auszulassen und durchzuhalten bis zum guten Ende“.“ Wir entnehmen dem Buch des deutschen Nationalpreisträgers, das sich in die Reihe der wenigen großen Forscherwerke aller Zeiten und Völker stellt, den folgenden Abschnitt. — Die Schriftleitung.

Gleich am andern Morgen machte ich meinen Besuch beim Zivilgouverneur Ma. Groß, stattlich, mit federnden Bewegungen, war er das Ebenbild seines verstorbenen Bruders. Ich schenkte ihm mein Kumbum-Buch, in das ich das Porträt seines Bruders eingeklebt hatte. Wir hatten uns zuletzt vor zehn Jahren gesehen. Ma erinnerte sich durchaus, er schätzte mich blinzelnd ab und meinte, ich sei dicker geworden. Einen Paß sicherte er mir zu.

Da ich einen Empfehlungsbrief an Dr. Wong, den Leiter des chinesischen Krankenhauses, besaß, fuhr ich anschließend dorthin. Dieser vornehme ruhige Mann mit dem feingemeißelten Gelehrtenkopf genoß als Chirurg einen großen Ruf. Mit entwaffnender Liebenswürdigkeit erklärte er, mir einen zweiten Paß vom Militärgouverneur Ma-Busang zu beschaffen.

Damit waren die gröbsten Steine aus dem Wege geräumt.

In meinem Tagebuch ist der 30. Januar als Glückstag rot angestrichen. Gouverneur Ma hatte sich von mir einige Aufnahmen gewünscht. Ich eilte zum Yamen, in den eine drahtlose Sendestation eingebaut war. Fünf Mann sprangen herzu und bedrohten mich mit Maschinenpistolen. Ma aber wartete schon auf mich, winkte, und ich ging sachlich ans Werk. Ein halbes Dutzend Bilder, bitte! Einmal im Turban, einmal mit Mütze, jetzt im Zimmer und dann im Vorraum. Ma folgte meiner Anordnung geschmeichelt und eifrig, als gelte es, einem Leonardo zu sitzen. Dann ließ er ein mit einem großen roten Stempel versehenes Schreiben kommen, faltete es und reichte es mir. Es war mein Paß. Das schnurrte ja wie eine Spindel ab. Als ich nach Hause kam, saß Dr. Wong im Zimmer und drückte mir seinerseits einen gefalteten Bogen in die Hände. Es war der Paß von Ma-Bu-fang! Asiatisch gesehen: ein unerhörtes Tempo!

*

Es war die Zeit des Butterfestes im Kloster Kumbum, und ich beschloß, diesmal in Begleitung von Pater Klein daran teilzunehmen, gleichzeitig auch magnetische Wiederholungsmessungen im benachbarten Lussar durchzuführen. Wenn ich Glück hatte, kam ich wieder bei der Mohammedanerfamilie unter, die mir im strengen Winter 1926/27 Unterschlupf gewährt hatte. Mein Diener besorgte zwei Schimmel und ein Tragtier, dem wir den Theodoliten, den Erdinduktor, die Stative, Koffer und Feldbett aufpackten.

Von Si-ning nach Lussar führte eine gute, auch mit Autos befahrbare Straße. Gasthäuser waren wie Pilze an ihren Rändern aufgeschossen. Wir ritten mit Rücksicht auf meine Chronometer vorsichtig, überholten aber dennoch Hunderte von Pilgern, die nach Kumbum wanderten, Männer, Frauen, Kinder. Chinesinnen wateten mit ihren eingeschnürten Füßchen im Staub. Die Zahl der Bettler war Legion. Reitertrupps, bis an die Zähne bewaffnet, sprengten grimmig und stolz an uns vorbei.

Ich fand das Mohammedanerhaus in Lussar und sah eine Tochter des Wirtes, die schon damals verheiratet gewesen war, am Tor lehnen. Sie erkannte mich sofort und schlug die Hände zusammen, um wie der Blitz zu verschwinden. Wir warteten mit den Pferden vorm Tor. Endlich erschien die Frau wieder mit einem bunten Tuch über den Schultern. Sie zeigte ihre schönen Zähne und führte uns ins Haus. Meine ehemalige Wohnung, ein zugiges Loch, war jetzt schön vorgerichtet. Die junge Frau stellte uns das ganze Haus zur Verfügung. Vier lebhafte Kinder quirlten um uns herum. Bald kam auch der Hauswirt und nötigte uns zu einem Imbiß: Tee mit spitzen mohammedanischen Broten, die in Öl gebacken waren.

Lussar hatte sich sehr herausgemacht. Die Reihe der Verkaufshäuser längs dem Lussar-Tal bis zum Kloster hin war größer geworden und lockte mit tausenderlei Kram die Besucher an. Meist saßen Chinesen in den Kaufläden. Auch Schaubuden und Gasthäuser fehlten nicht. Der Hang jenseits des Lussar-Baches war mit weißen und blauen Zelten übersät. Ein herrlicher Anblick in der Nacht, wenn die Feuer brannten und vom Kloster her ohne Pause die seltsam erregende Musik der Metallbecken und Muscheltrompeten erklang.

Bei der Doppelschorte vorm Klostertor staute sich der Strom der Pilger zu lebensgefährlichem Gedränge. Umsonst versuchten Soldaten Ordnung zu schaffen. Sie schlugen mit langen Stöcken in die Gruppen, und auch mir pfiff ein Hieb über den Rücken. In diesem fürchterlichen Durcheinander feierten Taschendiebe ihre Erfolge. Häscher und Polizisten paßten scharf auf. Da hatten sie einen Burschen gegriffen, sie rissen ihn aus der Menge, schnürten ihm die Hände auf dem Rücken zusammen und knüpften den Sünder an den Daumen am Gesims des Bumkhang auf. Ein abschreckendes Gerichtsverfahren. Der Mann mußte solange hängen, bis sich Verwandte oder Freunde erbarmten, ihn mit einem Lösegeld freizukaufen. Der Anführer der Torwache, ein riesiger Mohammedaner, sah mich mit gezückter Kamera stehen. Da er mich vorhin versehentlich mit dem Stock geschlagen hatte, trat er jetzt zu mir, streichelte mir den Rücken und kitzelte den Verbrecher mit der Pistole unterm Kinn, damit ich das traurige Gesicht glatt auf den Film bekam. Fortreitend sah ich noch, wie man die Füße des Unglücklichen nach vorn riß und auf seine Arme schlug, daß sie brachen.

Da der Pantschen-Lama im Kloster weilte, hatten sich heuer die Nord-Tibeter in lichten Scharen eingefunden. Sie rückten in regelrechten Verbänden an, rücksichtslos in Keilen vorstoßend, nicht aus Übermut, sondern aus dem inbrünstigen Verlangen, den Mittelpunkt des Heiligtums zu gewinnen. Die Frauen hielten sich untergehakt, um nicht im wogenden Strom abgedrängt zu werden. Laut beteten die Schwärme, und es klang drohend wie das Summen gereizter Bienenvölker. Mich rührte der Anblick dieser schlichten Menschen, die eine starke Sehnsucht nach ihren Göttern trieb. Sie streckten die gefalteten Hände gen Himmel, warfen sich in den Staub, ruderten dazu mit den Armen, um dann aufzustehen, einige Schritte zu tun und ihre demütige Huldigung von neuem zu beginnen.

Im Klosterhof ließen die Lamen ihre Peitschen sausen, und willig wich das Volk zurück. Die Prozession begann. Im gelb ausgeschlagenen Tragstuhl erschien der Pantschen-Lama und nahm auf dem Thron im Tschö-ra (Hof, in dem die religiösen Versammlungen stattfinden) die Geschenke der Mongolen und Fantze entgegen.

Spät in der Nacht und reichlich erschöpft, kehrte ich nach Lussar zurück. Für den folgenden Tag hatte ich mir nur Messungen vorgenommen.

Am Abend führten die Lamen auf dem Platz vor unserm Haus einen Drachentanz auf. Sie staken in einem langen roten Drachenleib und trugen brennende Butterlämpchen. Der riesige Kopf des Untiers bewegte sich hin und her, und das geheimnisvoll strahlende Fabelwesen sah in der düsteren Nacht echt aus und schien zu leben.

Am 9. Februar verließ ich Lussar. Noch leuchteten die Zelte und glühten die Feuer auf dem Hang. Noch wälzten sich ganze Trauben von Menschen durch die Straßen. Und lange hing mir der Klang aus Muschelhörnern und Tschinellen im Ohr.

Sonne und Mond verfinstern sich.

Der Sternenhimmel im November.

Von Dr. Dr. Carl G. Cornelius.

Um den Scheitelpunkt des Himmels gruppieren sich um 22 Uhr (Anfang des Monats um 23 Uhr, Ende bereits um 21 Uhr) nördlich die durch ihre W-Form auffallende Kassiopeia, südlich die Sternenreihe der Andromeda und östlich die Perlenschnur von Lichtpunkten, die dem Perseus zugehören. In dem sich darunter ausbreitenden Südostquandranten sind die kennzeichnendsten Bilder des Novemberhimmels zu finden. In der Meridianlinie schließen sich an Andromeda das schöne kleine Dreieck und die Widdersterne an, weiter unterhalb folgen Fische und Walfisch, nach Osten zu horizontnah das ausgedehnte Bild des Eridanus und der glänzende Orion. Der weiße Stern in diesem Bilde rechts unten, Riegel, ist erster Größe, der rötliche links oben, Beteigeuze, ebenfalls. Dazwischen stehen in gleichen Abständen dicht beieinander die drei Sterne des Gürtels des Orion. Der Himmelsäquator geht mitten durch sie hindurch. Zwischen Orion und Perseus finden wir die große Konstellation des Stiers, die durch ihren rötlich funkelnden Hauptstern Aldebaran und die beiden Sternhaufen der Hyaden und Plejaden auffällt. Die Hyaden schließen sich in Form eines liegenden V an Aldebaran so an, daß dieser dem ersten Punkt des Linienzugs entspricht. Die Plejaden oder das Siebengestirn, die sich um ihren Mittelpunkt, den Stern Alkyone, scharen wie die Küken um die Henne, sind unweit oberhalb davon zu erblicken. An ihnen kann man die verminderte Durchschnittsschärfe unserer Augen gegenüber denen der Alten feststellen, wobei freilich auch die der Beobachtung günstigeren Luftverhältnisse im Orient in Betracht zu ziehen sind: „Kein Tausendstel mehr hat die Augengnade, noch scharf zu seh'n die siebente Plejade", ruft ein Dichter, und wirklich lassen sich für die Mehrzahl der Menschen nur sechs Lichtpunkte des tatsächlich aus ungefähr 15 Sternen bestehenden Siebengestirns erkennen.

Ein ähnlicher Augenprüfer findet sich auf dem entgegengesetzten Himmelsteil, im Norden, wo zur angegebenen Stunde ziemlich tief am Gesichtskreis das bekannte Sternbild des Großen Bären oder Großen Wagens steht. Sein mittlerer Deichselstern, Mizar, zeigt guten Augen oberhalb einen kleinen Begleiter, der mit der Helligkeitsklasse 6 gerade an der Grenze des menschlichen Sehvermögens steht. Alkor, das Reiterlein, nannten ihn die Araber, weil er auf dem Hauptstern, zu dessen System er auch in Wirklichkeit gehört, wie auf einem Roß das Firmament zu umkreisen scheint. Sonst sind im Nordosten an auffallenden Lichtpunkten die gelbe Capella im Fuhrmann und Kastor und Pollux in den Zwillingen zu vermerken.

Gegen Mitternacht kommt in dieser Himmelsgegend der Löwe herauf, aus dessen Mitte der Sternschnuppenschwarm der Leoniden auszustrahlen scheint. Um die Novembermitte wird das Phänomen zu beobachten sein, und zwar am günstigsten in den Morgenstunden. Die einzelnen Schnuppen dieses Schwarms kennzeichnen sich durch große Geschwindigkeit auf kurzen Bahnen. Auf der westlichen Himmelshälfte sind nach Norden zu die versinkenden Sommerkonstellationen zu erblicken. Die helle Wega in der Leier ist gegen den Gesichtskreis gerückt, und Atair im Adler hat ihn schon fast erreicht. Das schöne Kreuz des Schwans mit dem weißlichen Deneb als Spitze steht in halber Himmelshöhe zwischen ihnen; Kepheus und Kleiner Bär leiten nach Norden über, während Pegasus und Wassermann mit ihrem unbedeutenden Sterngewimmel den Südwestraum erfüllen.

Bei den **Planeten** ist als interessante Erscheinung der Übergang der Venus vom Abend- auf den Morgenhimmel zu vermerken. In den letzten Monatstagen kann sie ab 7 Uhr als Morgenstern im Osten beobachtet werden, nachdem man sie zum Monatsbeginn noch kurz nach Sonnenuntergang tief im Westen auffinden konnte. In der Nacht vom 18. zum 19. bildet Mars, der in der vierten Morgenstunde über dem Gesichtskreis erscheint, eine schöne Konstellation mit der an ihm vorüberziehenden Mondsichel. Bis zu den frühen Morgenstunden ist dagegen Saturn in den Fischen zu beobachten, während Jupiter am Rande des Steinbocks ihm etwa drei Stunden im Untergang voraufgeht. Die ganze Nacht über ist nur Uranus im Widder aufzufinden, während Neptun im Löwen gegen zwei Uhr erscheint und Merkur wegen seiner Nähe zur Sonne nicht gesehen werden kann.

Die **Sonne** tritt am 22. aus dem Zeichen des Skorpions in das des Schützen. Die Tageslänge sinkt von 9 Stunden 16 Minuten am 1. auf 8 Stunden 2 Minuten am 30. November. Am 21. erleidet die Sonne eine Teilverfinsterung, die jedoch nur im Norden Asiens und Amerikas und in den angrenzenden Polargebieten sichtbar ist. Auch der **Mond** wird verfinstert, und zwar total in den Abendstunden des 7. November. Die erste Berührung der vollen Scheibe unseres Trabanten mit dem Kernschatten der Erde findet um 21 Uhr 41 Minuten statt, um 22 Uhr 45 Minuten ist die volle Bedeckung erreicht. Am 8. um 0 Uhr 8 Minuten beginnt die Mondscheibe wieder aus dem Kernschatten herauszutreten, und um 1 Uhr 11 Minuten ist die Erscheinung vorüber. Die Hauptphasen des Erdbegleiters fallen auf folgende Daten: Vollmond am 7. um 23 Uhr 23 Minuten, Letztes Viertel am 14. um 17 Uhr 20 Minuten, Neumond am 22. um 1 Uhr 5 Minuten und Erstes Viertel am 30. um 4 Uhr 59 Minuten.



Bunte Chronik



Englands Königspaar tanzt Lambeth-Walk.

Nach einer alten Sitte des englischen Königshauses hat das Königspaar in Schloß Balmoral für das Schloßpersonal kürzlich einen Ball veranstaltet, an dem auch König Georg und Königin Elisabeth teilnahmen. Nicht weniger als 2200 Personen vergnügten sich dort, Diener und Gärtner mit ihren Familien. In dem Riesensaal von Schloß Balmoral entfaltete sich ein fröhliches Treiben, an dem bis Mitternacht das Königspaar teilnahm. Auch der neueste Modetanz, Lambeth-Walk, der nach dem Londoner Vorort Lambeth benannt und sehr volkstümlich gehalten ist, wurde dort getanzt. Es hat besondere Befriedigung erregt, daß die eine Figur des Lambeth-Walks, bei der man sich kräftig mit der Hand auf die Schenkel schlägt und mit dem Ruf „Oi!" den Daumen der rechten Hand zum Himmel erhebt, auch von den hohen Herrschaften gewissenhaft und ganz „orthodox" nach den Regeln des Tanzes ausgeführt wurde.



Lustige Ecke





„Ein Glück, daß wir einen Gummibaum angefahren haben!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.